

Der Wind erzählt von Waldemar Daa und seinen Töchtern

Der Wind saust über das Gras, und eine Woge läuft darüber hinweg wie über Wasser; er saust über die Saat, und sie wogt wie das Meer. So tanzt der Wind. Und höre nur seine Geschichten! Er singt sie, und seine Stimme klingt verschieden: im Wald so, in den Dachfenstern, Ritzen und Spalten der Mauern anders. Siehst du, wie er die Wolken über den Himmel jagt, gleich Schafherden?

Hörst du, wie er in den offenen Toren heult, als bliese ein Wächter ins Horn? Und wie seltsam summt er im Schornstein, wenn er in den Kamin einbricht! Die Flamme lodert auf und zerstäubt in Funken, die die entfernten Winkel des Zimmers erhellen, und hier zu sitzen, ihm zuzuhören, ist warm und behaglich. Möge nur er allein erzählen! Märchen und Geschichten kennt er mehr als wir alle zusammen. Höre also, er beginnt zu erzählen!

„U-u-uu! Flieg weiter!“ – das ist sein Refrain.

– „Am Ufer des Großen Belts steht eine alte Burg mit dicken roten Mauern“, begann der Wind. „Ich kenne dort jeden Stein, ich habe sie alle gesehen, noch als sie in den Mauern der Burg von Marek Stiga saßen. Die Burg wurde abgerissen, und die Steine wurden wieder verwendet, aus ihnen errichtete man neue Mauern, eine neue Burg, an einem anderen Ort – im Gut Borrebü, dort steht sie bis heute.

Ich kannte auch hochadlige Besitzer und Besitzerinnen der Burg, viele Generationen wechselten vor meinen Augen. Jetzt werde ich von Waldemar Do und seinen Töchtern erzählen!

Hoch hielt er seinen Kopf – königliches Blut floss in seinen Adern. Und er verstand nicht nur, Hirsche zu hetzen und Becher zu leeren, sondern auch manches Bessere, und was genau das war – „das wird sich zeigen“, pflegte er zu sagen.

Seine Gattin, in ein brokatenes Kleid gehüllt, schritt stolz über den glänzenden Mosaikboden. Prachtvoll war die Wandbespannung, teuer bezahlt die kunstvoll geschnitzten Möbel. Viel goldenes und silbernes Gerät brachte die Herrin als Mitgift. In den Kellern lagerte deutsches Bier – solange dort überhaupt etwas gelagert wurde. In den Ställen wieherten gepflegte Rappen. Reich lebte man in der Burg Worrebü – solange der Reichtum noch anhielt.

Die Herrschaften hatten auch Kinder, drei zarte Mädchen: Ida, Johanna und Anna Dorteja. Ich erinnere mich noch an ihre Namen.

Das waren reiche Leute, vornehm, geboren und aufgewachsen im Luxus. U-u-uu! Flieg weiter! – sang der Wind und setzte seine Erzählung fort: – Hier geschah es mir nicht, wie in anderen alten Burgen, dass die hochadlige Herrin zusammen mit ihren Mädchen im Festsaal am Spinnrad saß. Nein, sie spielte auf der klingenden Laute und sang, und zwar nicht nur alte dänische Lieder, sondern auch fremde, in anderen Sprachen. Hier gab es Gastmähler und Gelage, Gäste kamen aus ferneren und näheren Orten, Musik dröhnte, Gläser klirrten, und selbst mir war es unmöglich, sie zu übertönen! Hier tobte der Hochmut mit Glanz und Krach, hier gab es Herren, aber keine Freude.

Es war ein Maiabend, – fuhr der Wind fort, – ich kam vom Westen. Ich sah, wie Schiffe an der jütischen Küste zerschellten, ich sauste über die Heide und die grüne, bewaldete Küste, ich rauschte, außer Atem und schnaufend, über die Insel Fünen und den Großen Belt und legte mich erst am Ufer Seelands nieder, nahe bei Borrebü, in einem prächtigen Eichenwald – er stand damals noch ganz.

Durch den Wald streiften Burschen aus den umliegenden Dörfern und sammelten Reisig und Äste, die größten und trockensten. Sie kehrten damit ins Dorf zurück, schichteten sie zu Haufen auf, zündeten sie an und begannen unter Gesang darum zu tanzen. Die Mädchen hielten mit den Burschen Schritt.

Ich lag still, – erzählte der Wind, – und blies nur leise auf einen Zweig, den der schönste Bursche gelegt hatte. Er flammte auf, heller als alle anderen, und den Burschen nannte man den König des Festes, und er erwählte sich aus den Mädchen die Königin. Das war ein Jubel und eine Freude – größer als in der reichen Herrenburg Borrebü.

Inzwischen fuhr eine vergoldete Kutsche, angespannt mit sechs Pferden, auf die Burg zu. Darin saßen die Herrin und ihre drei Töchter, drei zarte, junge, liebeliche Blumen: eine Rose, eine Lilie und eine bleiche Hyazinthe. Die Mutter selbst glich einer prächtigen Tulpe und erwiderte keinen Knicks, keine Verbeugung, mit denen die ihr Spiel unterbrechenden Bauern sie begrüßten. Die Tulpe schien zu fürchten, ihren zerbrechlichen Stängel zu brechen.

„Und ihr, Rose, Lilie und bleiche Hyazinthe, – ja, ich habe sie alle drei gesehen, – wessen Königinnen werdet ihr sein? – dachte ich. Euer König wird ein stolzer Ritter sein, oder vielleicht gar ein Prinz!“ U-u-uu! Flieg weiter! Flieg weiter!

Nun, die Kutsche fuhr vorbei, und die Bauern begannen erneut zu tanzen. Die Herrin unternahm ihre sommerliche Rundreise durch ihre Besitzungen – Borrebü, Tjerebü, alle Dörfer der Umgebung.

Und in der Nacht, als ich mich erhob, – fuhr der Wind fort, – legte sich die hochadlige Herrin nieder, um nicht wieder aufzustehen. Ihr widerfuhr das, was allen Menschen widerfährt, nichts Neues. Waldemar Do stand einige Minuten ernst und nachdenklich da. Der stolze Baum neigt sich, aber er bricht nicht, dachte er. Die Töchter weinten, das Gesinde trocknete sich ebenfalls mit Tüchern die Augen. Frau Do eilte weiter aus dieser Welt, und ich flog ebenfalls weiter! U-u-uu! – sagte der Wind.

Ich kehrte zurück – ich kehre oft zurück –, sauste über die Insel Fünen und den Großen Belt und legte mich am Meeresufer in Borrebü nieder, nahe dem prächtigen Eichenwald. Darin nisteten Seeadler, Ringeltauben, blaue Krähen und sogar schwarze Störche. Es war früher Frühling. Einige Vögel brüteten noch auf ihren Eiern, andere hatten bereits Junge ausgebrütet. Ach, wie flogen sie, wie schrien die Vogelschwärme! Im Wald ertönten Axtschläge, die Eichen waren zum Fällen bestimmt. Waldemar Do beabsichtigte, ein teures Schiff zu bauen – ein dreideckiges Kriegsschiff, das der König zu kaufen versprochen hatte. Deshalb fällte man den Wald – das Wahrzeichen der Seeleute, die Zuflucht der Vögel. Im Kreis flogen erschreckte Neuntöter – ihre Nester waren zerstört worden. Seeadler und andere Waldvögel verloren ihre Behausungen. Wie wahnsinnig kreisten sie in der Luft, schreiend vor Angst und Wut. Ich verstand sie. Und Krähen und Dohlen schrien laut und spöttisch: „Krach! Raus aus dem Nest! Krach! Krach!“

Mitten im Wald, neben der Holzfällerrotte, standen Waldemar Do und seine drei Töchter. Alle lachten über das wilde Geschrei der Vögel, alle außer der jüngsten, Anna Dorteja. Sie empfand Mitleid mit den Vögeln, und als die Reihe an eine halbverdorrte Eiche kam, auf deren kahlen Ästen ein Nest eines schwarzen Storches mit bereits ausgebrüteten Jungen saß, bat sie unter Tränen, den Baum nicht zu fällen, und die Eiche wurde um des schwarzen Storches willen verschont – lohnte es sich, wegen eines einzigen Baumes zu streiten!

Dann begann das Sägen und Hacken – man baute das dreideckige Schiff. Der Baumeister selbst war nicht von adliger Herkunft, aber ein Mensch von edler Gesinnung. Augen und Stirn verrieten seinen Verstand, und Waldemar Do hörte gerne seinen Erzählungen zu. Auch die junge Ida, die älteste Tochter, die fünfzehn Jahre alt war, lauschte ihnen gespannt. Der Baumeister jedoch, der das Schiff für Waldemar Do errichtete, baute auch ein Luftschloss für sich selbst, in dem er und Ida nebeneinander saßen wie Mann und Frau. So wäre es auch gekommen, wäre sein Schloss aus steinernen Mauern gewesen, mit Wällen und Gräben, mit Wald und Garten. Doch wo sollte sich schon ein Spatz in den Tanz der Kraniche mischen! So klug der junge Baumeister auch war, er blieb doch ein Armer. U-u-uu! Ich bin davongeflogen, und er ist ebenfalls davongeflogen – er wagte es nicht

länger, dort zu bleiben, und Ida fügte sich in ihr Schicksal, was blieb ihr auch anderes übrig?...

In den Ställen wieherten die Rappen, sie waren einen Blick wert, und man blickte auf sie. Der Admiral, vom König selbst entsandt, um das neue Kriegsschiff zu besichtigen und zu kaufen, lobte laut die feurigen Pferde. Ich habe alles gut gehört, denn ich folgte den Herrschaften durch die offenen Türen und streute ihnen goldenes Stroh unter die Füße, – erzählte der Wind. – Waldemar Do wollte Gold erhalten, und der Admiral die Rappen, deshalb lobte er sie so sehr. Doch man verstand ihn nicht, und das Geschäft kam nicht zustande. Das Schiff stand weiterhin am Ufer, mit Brettern bedeckt – eine Arche Noah, der es nicht bestimmt war, in See zu stechen. U-u-uu! Flieg weiter! Flieg weiter! Es war schade, es anzusehen!

Im Winter, wenn die Erde unter Schnee lag, versperrten treibende Eisschollen den ganzen Belt, und ich trieb sie ans Ufer, – sprach der Wind. – Im Winter kamen Scharen von Krähen und Raben angeflogen, eine schwärzer als die andere. Die Vögel setzten sich auf das verlassene, tote, einsame Schiff, das am Ufer stand, und krächzten heiser über den vernichteten Wald, über die zerstörten, ihnen teuren Nester, über die obdachlosen alten Vögel und die heimatlosen jungen, und all dies um dieses majestätische Gerümpels willen – des stolzen Schiffes, dem es nicht bestimmt war, in See zu stechen.

Ich wirbelte einen Schneesturm auf, und der Schnee legte sich rings um das Schiff und bedeckte es, als wären es aufgepeitschte Wellen. Ich ließ es meine Stimme und die Musik des Sturmes hören. Mein Gewissen ist rein: ich habe meine Pflicht getan, es mit allem bekannt gemacht, was ein Schiff wissen muss. U-u-uu! Flieg weiter!

Der Winter verging. Winter und Sommer vergehen, wie ich dahinsauere, wie der Schnee dahinweht, wie das Laub fällt

Apfelblüte und fallende Blätter. Flieg weiter! Flieg weiter! Flieg weiter! Ebenso ist es mit den Menschen...

Doch die Töchter waren noch jung. Ida blühte immer noch wie eine Rose, genau wie zu jener Zeit, als der Schiffsbauer sie bewunderte. Oft spielte ich mit ihrem aufgelösten hellbraunen Haar, wenn sie nachdenklich unter dem Apfelbaum im Garten stand und nicht bemerkte, wie ich sie mit Blüten überschüttete. Sie blickte auf die rote Sonne und den goldenen Himmel, der zwischen den dunklen Bäumen und Sträuchern hindurchschimmerte.

Ihre Schwester Johanna war wie eine schlanke, glänzende Lilie; sie war stolz und hochmütig und hatte ebenso eine schmale Taille wie ihre Mutter. Sie ging gerne in den großen Saal, wo die Porträts der Ahnen hingen. Die edlen Damen waren in Samt- und Seidenkleidern dargestellt sowie in mit Perlen durchwirkten Häubchen, die das zu Zöpfen geflochtene Haar bedeckten. Wie schön sie waren! Ihre Ehemänner trugen stählerne Rüstungen oder kostbare Mäntel aus Eichhörnchenfell mit hohen, steifen blauen Kragen. Ihre Schwerter trugen sie nicht am Rücken, sondern an der Hüfte. Wo wird einst Johannas Porträt hängen? Wie wird ihr edler Gemahl aussehen? Darüber dachte sie nach, das flüsterten lautlos ihre Lippen. Ich belauschte es, als ich durch den langen Gang in den Saal stürmte, mich verwandelte und zurücksaute.

Anna Dorothea, noch ein vierzehnjähriges Mädchen, war still und nachdenklich. Ihre großen blauen Augen, so blau wie das Meer, blickten ernst und traurig, doch auf ihren Lippen schwebte ein kindliches Lächeln. Ich konnte es nicht hinwegblasen, und ich wollte es auch nicht.

Oft begegnete ich Anna Dorothea im Garten, auf dem Weg und auf dem Feld. Sie sammelte Blumen und Kräuter, die ihrem Vater nützen konnten: Er bereitete daraus Tränke und Tropfen zu. Waldemar Doo war nicht nur eingebildet und stolz, sondern auch gelehrt. Er wusste viel. Das sahen alle, alle flüsterten darüber. Selbst im Sommer brannte das Feuer in seinem Kamin, und die Tür war verschlossen. Tag und Nacht verbrachte er eingesperrt, doch sprach er nicht gerne über seine Arbeit. Die Kräfte der Natur müsse man in der Stille erproben. Bald, bald werde er das Beste, das Kostbarste finden – das rote Gold.

Darum quoll Rauch aus dem Kamin, darum knisterte und loderte darin die Flamme. Ja, ja, ohne mich ging es hier nicht ab, erzählte der Wind. „Es wird kommen, es wird kommen!“, grollte ich im Schornstein. „Alles wird zu Rauch, Ruß, Asche und Staub vergehen. Du wirst verbrennen! U-u-uuu! Flieg weiter! Flieg weiter!“ Waldemar Doo blieb bei seiner Meinung.

Wo waren nur die prächtigen Pferde aus den Ställen geblieben? Wo war das alte goldene und silberne Hausgerät aus den Schränken hin? Wo waren die Kühe von den Feldern, der ganze Besitz und das Hab und Gut? Ja, all das kann man einschmelzen! Einschmelzen im goldenen Tiegel, doch kein Gold daraus gewinnen.

Leer wurden die Vorratskammern, die Keller und die Böden. Die Menschen nahmen ab, die Mäuse nahmen zu. Hier zerspringt eine Fensterscheibe, dort reißt ein Riss, und ich muss nicht unbedingt durch die Tür eintreten, erzählte der Wind. Wo eine Pfeife raucht, wird Essen zubereitet, doch hier rauchte eine solche Pfeife, dass sie alles Essen um des roten Goldes willen verschlang.

Ich heulte in den Festungstoren, als würde ein Wächter ins Horn blasen, doch hier gab es keinen Wächter mehr, erzählte der Wind. Ich drehte den Wetterhahn auf dem Turm, und er kreischte, als schnarche ein Wächter auf dem Turm, doch auch dort war kein Wächter – nur Ratten und Mäuse. Die Armut deckte den Tisch, die Armut nistete in den Kleiderschränken und Buffets, die Türen sprangen aus den Angeln, überall entstanden Risse und Spalten, ich konnte frei ein- und ausgehen, erzählte der Wind, deshalb weiß ich auch, wie alles gewesen ist.

Von Rauch und Asche, von Sorgen und schlaflosen Nächten ergrauten Bart und Schläfen des Herrn von Borreby, vergilbte und durchfurchte sich sein Gesicht von Falten, doch die Augen glänzten weiterhin in Erwartung des Goldes, des begehrten Goldes.

Ich blies ihm Rauch und Asche ins Gesicht und in den Bart. Statt Gold erschienen Schulden. Ich piffte durch die zerbrochenen Fenster und Spalten, blies in die Truhen der Töchter, worin ihre ausgebleichenen, abgetragenen Kleider lagen – tragen musste man sie endlos, ohne Wechsel. Ja, kein solches Lied wurde den Mädchen über der Wiege gesungen! Aus herrlichem Leben wurde elendes Leben. Nur ich allein sang dort aus vollem Halse! erzählte der Wind. Ich begrub das ganze Schloss unter Schnee – man sagt ja, unter dem Schnee sei es wärmer. Brennholz war nirgends zu bekommen, denn der Wald war abgeholzt. Und die Kälte knisterte nur so. Ich zog durch das ganze Schloss, drang in die Dachfenster und Gänge ein, tollte über Dach und Mauern. Die hochgeborenen Töchter verkrochen sich vor der Kälte in ihren Betten, der Vater kroch unter die Pelzdecke. Kein Essen, kein Holz – so sieht herrliches Leben aus! U-u-uuu! Flieg weiter! Es wird kommen, es wird kommen! Doch Herrn Doo genügte das nicht.

„Nach dem Winter kommt der Frühling“, sagte er. „Nach der Not kommt der Wohlstand. Man muss nur ein wenig warten, warten. Das Gut ist verpfändet, jetzt ist gerade die Zeit gekommen, dass das Gold erscheint, und es wird zum Fest erscheinen.“

Ich hörte, wie er zur Spinne flüsterte: „Du, fleißiger kleiner Weber, du lehrst mich Ausdauer. Reißt man dein Gewebe entzwei, beginnst du von neuem und führst die Arbeit zu Ende. Reißt man es wieder entzwei – beginnst du erneut, ohne den Mut zu verlieren, mit der Arbeit. Von vorn, von vorn! So soll es sein! Und am Ende wirst du belohnt werden.“

Doch nun kam der erste Ostertag. Die Glocken läuteten, die Sonne spielte am Himmel. Waldemar Doo arbeitete fieberhaft die ganze Nacht, kochte, kühlte, mischte, sublimierte. Ich hörte, wie er verzweifelt seufzte, hörte, wie er betete, hörte, wie er den Atem anhielt. Seine Lampe erlosch – er bemerkte es nicht. Ich

schürte die Kohlen, sie warfen einen roten Schein auf sein kreidebleiches Gesicht mit den tief eingesunkenen Augen. Und plötzlich weiteten sich seine Augen immer mehr und mehr, und schon schienen sie aus den Höhlen springen zu wollen.

Blickt in das Gefäß des Alchemisten! Dort schimmert etwas. Es brennt wie Glut, rein und schwer... Er hebt das Gefäß mit zitternder Hand, er ruft mit bebender Stimme: „Gold! Gold!“ Ihm schwindelte, ich hätte ihn mit einem einzigen Hauch umwerfen können, erzählte der Wind, doch ich blies nur auf die Kohlen und folgte ihm in das Zimmer, wo seine Töchter froren. Sein Wams, sein Bart, sein zerzaustes Haar waren mit Asche bestreut. Er richtete sich auf und hob hoch das Kleinod, eingeschlossen in das zerbrechliche Gefäß. „Gefunden! Erhalten! Gold!“, schrie er und streckte ihnen das Gefäß entgegen, das in der Sonne funkelte, doch da zuckte seine Hand, und das Gefäß fiel auf den Boden, zerbarst in tausend Splitter. Die letzte Seifenblase der Hoffnung platzte... U-u-uuu! Flieg weiter! Und ich entflog aus dem Schloss des Alchemisten.

Im späten Herbst, wenn die Tage kürzer werden und der Nebel mit seinem nassen Lappen kommt und Tropfen auf die Beeren und kahlen Äste presst, kehrte ich frisch und munter zurück, lüftete und blies den Himmel von den Wolken frei und brach nebenbei faule Äste ab – keine große Arbeit, aber jemand muss sie ja tun. Auch im Schloss Borreby war es sauber, wie ausgefegt, nur auf andere Art. Der Feind Waldemar Doos, Ove Ramel aus Basnæs, erschien mit der Pfandurkunde auf das Gut: Nun gehörten ihm das Schloss und der gesamte Besitz. Ich hämmerte gegen die zerbrochenen Fenster, schlug mit den morschen Türen, pfiß durch die Spalten und Löcher: „U-u-uuu! Möge es Herrn Ove nicht gelüsten, hier zu bleiben!“ Ida und Anna Dorothea brachen in bittere Tränen aus; Johanna stand stolz aufgerichtet, bleich, bis zur Blutung auf den Finger beißend. Doch was nützte es! Ove Ramel gestattete Herrn Doo, bis zu seinem Tod im Schloss zu wohnen, doch man dankte ihm dafür nicht einmal. Ich hörte alles, ich sah, wie der obdachlose Edelmann stolz den Kopf hob und sich aufrichtete. Da peitschte ich mit solcher Kraft gegen das Schloss und die alten Linden, dass ich einen dicken, keineswegs faulen Ast brach. Er fiel neben das Tor und blieb liegen wie ein Besen, für den Fall, dass etwas ausgekehrt werden müsste. Und ausgekehrt wurden sie – die früheren Besitzer.

Ein schwerer Tag war es, eine bittere Stunde, doch sie waren entschlossen und beugten nicht den Rücken. Nichts blieb ihnen außer dem, was sie am Leibe trugen, und dem neu gekauften Gefäß, in das sie die Reste des Schatzes vom Boden aufsammelten, der so viel versprochen, aber nichts gegeben hatte. Waldemar Doo verbarg es an seiner Brust, nahm seinen Stock in die Hand, und so verließ der einst reiche Schlossherr mit seinen drei Töchtern Borreby. Ich kühlte mit meinem

Hauch seine heißen Wangen, strich über seinen Bart und das lange graue Haar und sang, so gut ich konnte: „U-u-uuu! Flieg weiter! Flieg weiter!"

Ida und Anna Dorothea gingen neben dem Vater; Johanna wandte sich beim Verlassen des Tores um. Wozu? Denn das Glück kehrt nicht um. Sie blickte auf die roten Mauern, errichtet aus den Steinen des Schlosses von Marek Stig, und gedachte seiner Töchter. Und die Älteste, die Jüngste an der Hand haltend, machte sich auf, mit ihr durch die Welt zu wandern.

Hat Johanna sich an dieses Lied erinnert? Hier waren drei Vertriebene, und als vierter der Vater. Und sie schleppten sich die Straße entlang,

auf der sie einst in der Kutsche fuhren, schleppten sie sich aufs Feld von Smidstrup, zu einer elenden Lehmhütte, die sie für zehn Mark im Jahr gemietet hatten – ihr neues Herrenanwesen: leere Wände, leeres Geschirr. Krähen und Dohlen flogen über ihnen hin und riefen spöttisch: „Krach! Krach! Ruin! Krach!" – so wie die Vögel im Wald von Borreby geschrien hatten, als die Bäume unter den Axthieben fielen.

Herr Do und seine Töchter verstanden diese Rufe sehr gut, obwohl ich ihnen aus Leibeskräften in die Ohren blies – lohnte es sich denn, zuzuhören?

So zogen sie in die Hütte ein, während ich über Moore und Felder dahinstürmte, über kahle Sträucher und entlaubte Wälder, hinaus aufs offene Meer, in andere Länder. U-u-uuu! Flieg weiter! Flieg weiter! Und so Jahr um Jahr.

Was aber wurde aus Waldemar Do, was aus seinen Töchtern? Der Wind erzählt:

– Zuletzt sah ich Anna Dorteia, die bleiche Hyazinthe – sie war bereits eine gekrümmte Alte, denn fünfzig ganze Jahre waren vergangen. Sie überlebte alle und wusste alles.

Auf der Heide nahe der Stadt Viborg stand ein neues, schönes Pfarrhaus – rote Mauern, ein gezinnter Giebel. Aus dem Schornstein quoll dichter Rauch. Die sanfte Frau des Pfarrers und ihre schönen Töchter saßen am Fenster und blickten über die Dornsträucher des Gartens hinweg auf die braune Heide. Was sahen sie dort? Sie sahen ein Storchennest, das sich an das Dach einer halbverfallenen Hütte klammerte. Das ganze Dach war mit Moos und wildem Knoblauch bewachsen, und eigentlich deckte nicht das Dach die Hütte, sondern das Storchennest. Und nur dieses wurde ausgebessert – der Storch selbst hielt es in Ordnung.

Auf diese Hütte durfte man nur schauen, sie aber keineswegs antasten! Selbst mir blieb hier nichts anderes übrig, als vorsichtig zu blasen! – erzählte der Wind. – Nur wegen des Storchennestes ließ man diese Baufälligkeit auf der Heide stehen; sonst

hätte man sie längst abgerissen. Die Familie des Pfarrers wollte den Storch nicht vertreiben, und so stand die Hütte noch, und darin lebte eine arme alte Frau. Ihr Obdach verdankte sie dem ägyptischen Vogel, oder vielleicht war es auch umgekehrt: Der Storch verdankte ihr, dass sie einst für das Nest seines schwarzen Bruders eingetreten war, der im Wald von Borreby gelebt hatte. Damals war die bettelarme Alte noch ein zartes Kind gewesen, eine bleiche Hyazinthe aus einem hochadligen Blumengarten. Anna Dortea erinnerte sich an alles.

„O-ach! – Ja, auch die Menschen seufzen wie der Wind im Schilf und in den Seggen. – O-ach! Keine Glocken läuteten über deinem Grab, Waldemar Do! Keine armen Schulknaben sangen, als man den obdachlosen Herrn von Borreby zur Erde bestattete! ... Ja, allem, allem kommt ein Ende, selbst dem Unglück! ... Schwester Ida heiratete einen Bauern. Gerade das versetzte dem Vater den härtesten Schlag ... Der Mann seiner Tochter – ein erbärmlicher Knecht, den der Herr auf den Holzbock setzen kann. Nun liegt wohl auch er schon in der Erde, und Schwester Ida ebenfalls. Ja, ja! Nur mir, der Armen, schickt das Schicksal kein Ende!“

So sprach Anna Dortea in der elenden Hütte, die nur dank des Storches noch stand.

Nun, um die gesundeste und mutigste der Schwestern habe ich mich selbst gekümmert! – fuhr der Wind fort. – Sie kleidete sich in ein Gewand, das ihr besser gefiel: zog Männerkleider an und diente als Matrose auf einem Schiff. Sparsam war sie mit Worten, streng von Aussehen, doch vor der Arbeit scheute sie nicht zurück; nur klettern konnte sie nicht. Also blies ich sie ins Wasser, bevor man erkannte, dass sie eine Frau war – und tat damit gut daran!

Es war der erste Ostertag, genauso wie damals, als Waldemar Do geglaubt hatte, Gold erhalten zu haben, und ich hörte unter dem Dach mit dem Storchennest Gesang, das letzte Lied Anna Dorteas.

In der Hütte gab es nicht einmal ein Fenster, sondern nur eine runde Öffnung in der Wand. Wie ein goldener Klumpen ging die Sonne auf und erfüllte die Hütte. Welch ein Glanz! Die Augen Anna Dorteas hielten dem nicht stand, und ihr Herz ebenso wenig. Übrigens war die Sonne hieran unschuldig; hätte sie sie an jenem Morgen nicht beschienen, wäre dasselbe geschehen.

Dank des Storches hatte Anna Dortea bis zu ihrem letzten Lebenstag ein Dach über dem Kopf. Ich sang sowohl über ihrem Grab als auch über dem ihres Vaters; ich weiß, wo beide liegen, und außer mir weiß es niemand.

Nun sind neue Zeiten gekommen, andere Zeiten! Der alte Landweg endet jetzt an einem eingezäunten Feld, ein neuer führt über die Gräber, und bald wird hier auch

eine Dampflok vorbeirasen, eine Reihe Wagen hinter sich herziehend und über die Gräber donnernd, ebenso vergessen wie die Namen. U-u-uuu! Flieg weiter!

Das also ist die ganze Geschichte von Waldemar Do und seinen Töchtern. Erzähle sie besser, wer es vermag! – beschloss der Wind und wandte sich in eine andere Richtung.

Und seine Spur war verschwunden.